

# Jüdische Intellektuelle im Ersten Weltkrieg

Zwischen Verteidigung des Vaterlandes als unstrittiger Pflicht und Antisemitismus als Frontalltag

Bis auf den heutigen Tag wird der Patriotismus deutscher Juden im Ersten Weltkrieg hervorgehoben und verherrlicht. Die Burgfriedensrede des Kaisers am 4. August 1914 mit ihren berühmten Worten „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche“ hätten sie unmittelbar auf sich bezogen. Begeistert seien Angehöriger aller politischen Gruppierungen des deutschen Judentums zu den Musterungsstätten geeilt, um dem Vaterland zu dienen. Erst die „Juden-zählung“ im Herbst 1916 habe ihnen das antisemitische Gesicht der wilhelminischen Gesellschaft gezeigt und zur Bedeutungsaufwertung zionistischer Ideen geführt.

Diese heroische Sicht der Dinge lässt sich freilich mit den Ergebnissen der jüngsten Weltkriegsforschung nicht vereinbaren, welche die „Augustbegeisterung“ als Propagandamythos entlarvt und die Kriegsfreiwilligenquote auf ihre tatsächliche Größe zurückgestuft hat. Das Bild einhelliger jüdischer Kriegsbegeisterung beruht auf der unkritischen Lektüre offizieller Verlautbarungen und unterschätzt den Loyalitätsdruck in einem Krieg, der kaum einen Lebensbereich unberührt ließ. Zudem fehlt die nötige Umsicht beim Studium der überwiegend nach 1933 verfassten Erinnerungsliteratur, die vermutlich mehr über ihre Entstehungszeit als über den Ersten Weltkrieg aussagt.

Das deutsche Judentum war bereits vor 1914 in so hohem Maße integriert, dass sein nationales Engagement naheliegend und keineswegs eine Form der „totalen Assimilation“ oder des „Hyperpatriotismus“ war. Andererseits hegte man hinsichtlich der Ambivalenz nationalistischer Feindbilder kaum Illusionen und beobachtete sorgfältig den Antisemitismus, der bald besorgniserregende Ausmaße annahm. Es scheint deshalb wenig plausibel, dass erst die „Juden-zählung“ im Herbst 1916 die deutschen Juden mit den Abgründen des xenophoben Kriegsnationalismus konfrontiert haben soll. Wie sehr die öffentlichen Verlautbarungen jüdischer Intellektueller dem herrschenden Konformitätsdruck Rechnung trugen, zeigt der Vergleich mit ihren privaten Äußerungen. Tagebücher und Briefe spiegeln die Vielfalt jüdischer Kriegserfahrungen und

Fotos: Jüdisches Museum Frankfurt am Main



Judentum, Islam und Christentum in brüderlichem Verein. Die 1917 in Stryi (Galizien) entstandene Aufnahme zeigt (von links) Rabbiner Dr. Arnold Lazarus, Imam Hafis Ahmed Mehmedbasic und Pfarrer Friedrich Seemann.

geben Zukunftsängsten wie dezidiert Gesellschaftskritik breiten Raum.

Schon allein die Tatsache, dass Juden auch auf Seiten der Entente-Mächte kämpften, erschwerte dem deutschen Judentum eine dauerhafte Kriegslegitimation. Und das Ausmaß der Materialschlachten sorgte bald dafür, dass ein „hochgestimmter Frontgeist“ nur noch in der Heimat beschworen wurde. Den Inhalt seiner Feldpostbriefe brachte Victor Klemperer auf die lakonische Formel „nichts als Essen und Stiefel“. Jüdische Akademiker, die aufgrund ihrer Sprachkenntnisse als Dolmetscher eingesetzt wurden oder begehrte Stabsstellen erhalten hatten, lernten die Mentalität der Offizierskaste aus eigener Anschauung kennen. Im Berliner Kriegspresseamt wurde ein so feinsinniger Denker wie Ernst Cassirer mit der Verfälschung französischer Texte beauftragt. Und das Wiener Kriegsarchiv betraute Schriftsteller und Journalisten vom Range Stefan Zweigs

oder Egon Erwin Kischs mit propagandistischen Routineaufgaben.

Die brisanten Diskussionen um das Ausmaß der Annexionen oder den unbeschränkten U-Boot-Krieg fanden fast ohne jüdische Beteiligung statt, was ein bezeichnendes Licht auf die Zerklüftung der Kriegsgesellschaft und die Ideologisierung der Diskurse wirft. Gleichzeitig verfassten jüdische Intellektuelle eine Vielzahl von Texten, in denen der Friedensidee eine herausgehobene Bedeutung zukam. Während Außenseiter wie Gustav Landauer, Gershom Scholem oder Albert Einstein zu einer Verbindung von Pazifismus und offener Gesellschaftskritik tendierten, überwog bei den meisten Autoren ein moderater Ton. Herausragende Exponenten des akkulturierten jüdischen Bürgertums hielten sich von der hasserfüllten Propagandasprache jener Tage fern, auch wenn ihnen die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes als unstrittige Pflicht erschien. Ernst Lisauer erwarb sich mit seinem

„Hassgesang gegen England“, der bis auf den heutigen Tag zu Unrecht als repräsentativ für die Gesinnung des liberalen Judentums gilt, nur wenig Freunde. Sechzig herausragende Vertreter des deutschen Judentums beurteilten die chauvinistische Gesinnung des „Hassgesangs“ sogar als dezidiert „unjüdisch“. Und die vielgelesene Anthologie „Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht“, die der Berliner Schriftsteller Julius Bab herausgab, wurde von elegischen Versen dominiert. Ähnliches trifft für die Haltung der Armeerabbiner zu, die tagtäglich mit den Sorgen jüdischer Soldaten konfrontiert waren.

## Die Feldrabbiner

Die Einführung des Armeerabbinats, das im deutsch-französischen Krieg 1870/71 noch nicht existierte, erfolgte nach intensiven Verhandlungen. Neueste Funde belegen, dass sich der „Verband der Deutschen Ju-

den“ aus politischen Motiven schon in den ersten Augusttagen energisch für die Gleichstellung der jüdischen Militärgeliebtheit einsetzte. Obwohl der Verband sämtliche anfallenden Kosten übernahm, dauerte es bis zum 6. September 1914, bis die ersten Rabbiner ihren Dienst antreten konnten. Und ein weiteres Jahr musste vergehen, ehe sich das preußische Kriegsministerium zur Gewährung einer monatlichen Aufwandsentschädigung entschloss. Dennoch lässt sich von einem erfolgreichen Kampf für die Anerkennung der jüdischen Militärseelsorge sprechen. Immerhin kümmerten sich nicht weniger als dreißig Rabbiner um eine sichtbare Präsenz des Judentums an der Front und stärkten das Bewusstsein jüdischer Identität bei den Soldaten.

Die Feldrabbiner erfüllten eine Vielzahl von Aufgaben. Sie hielten Gottesdienste ab, sie betreuten Verwundete und Kriegsgefangene, und sie sorgten für ordnungsgemäße Begräbnisse wie für die Benachrichtigung der Hinterbliebenen. Die Beschwerden jüdischer Soldaten leiteten sie an die zuständigen Dienststellen weiter und bildeten so ein Gegengewicht zum Antisemitismus, der den Frontalltag je länger, je mehr prägte. Im deutschen Judentum genoss die soeben institutionalisierte Militärseelsorge hohes Ansehen, wie man den Artikeln jüdischer Zeitungen entnehmen kann, die auch die Armeerrabbiner gern zu Worte kommen ließen. So berichtete Leo Baeck, der angesehene Verfasser der Schrift „Das Wesen des Judentums“, regelmäßig im Berliner



Feldrabbiner im Ersten Weltkrieg

jüdischen Gemeindeblatt über seine Kriegserfahrungen. Baeck, den das Frankfurter Jüdische Museum in diesem Sommer mit einer Ausstellung ehrt, hielt sich von chauvinistischen Tiraden fern. Immer wieder betonte er in seinen Artikeln und Predigten, dass ein Krieg nur durch einen umfassenden Frieden gerechtfertigt werden könne.

Während deutsche Professoren sich in der Schmähung der westlichen „Zivilisation“ gegenseitig überboten, fand Baeck anerkennende Worte über die Ideen der Französischen Revolution. Er gab das „Feldgebetbuch für die jüdische Mannschaft des Heeres“ heraus und leitete seit März 1915 die Kriegsra-

binerkonferenzen. Im Herbst desselben Jahres wurde er an die Ostfront versetzt, wo er die erdrückenden Armut der jüdischen Bevölkerung aus eigener Anschauung kennen lernte.

### Entdeckung des osteuropäischen Judentums

Vielleicht die größte Herausforderung für das deutsche Judentum resultierte aus den Siegen der Mittelmächte in Osteuropa. Allein in Polen stellten die Juden mit viereinhalb Millionen Einwohnern rund zehn Prozent der Bevölkerung. Nur widerwillig hatten sie in der zaristi-

schen Armee gedient, die immer wieder an antisemitischen Ausschreitungen beteiligt war. Die Vertreibung von Hunderttausenden aus den Kampfgebieten sowie das Verbot hebräischer und jiddischer Druckerzeugnisse hatten die ohnehin geringe Sympathie für den Zaren auf ein Minimum zusammenschmelzen lassen.

Viele deutsch-jüdische Intellektuelle teilten die Ziele der militärischen Propaganda und forderten die Befreiung der osteuropäischen Juden von der zaristischen Despotie. Im November 1914 wurde das „Komitee für den Osten“ gegründet, das soziale Hilfeleistungen mit dem Anspruch auf politische Meinungsführerschaft verband. Zionisten und liberale Juden wirkten in dieser Organisation zusammen und stellten ihre ideologischen Auseinandersetzungen angesichts der Vielzahl drängender Probleme zurück. Ihre Vorstellungen über die Zukunft des polnischen Judentums ließen sich allerdings mit der unnachgiebigen Haltung des deutschen Militärs auf Dauer nicht vereinbaren.

Ordnungspolitische und strategische Aspekte bestimmten das Handeln der Armeeführung. Zwar wollte man das polnische Judentum für die „deutsche Sache“ gewinnen, doch musste es zugleich eine Vielzahl von Zwangsmaßnahmen über sich ergehen lassen. Dazu gehörte die Requirierung von Waren, das Schließen von Geschäften sowie die Einführung von Pässen. Bezeichnenderweise blieben auch die zaristischen Judengesetze in Geltung. Der in der weißrussischen Stadt Slonim stationierte Rechtsanwalt Hans Block äußerte rückblickend:



Feldgottesdienst 1915 mit „Feldgebetbuch für die jüdische Mannschaft des Heeres“

„Die vom Zarismus bedrückten Juden sahen in den Deutschen ihre Befreier – ein tragisches Missverständnis, denn für die Militärs waren sie nichts weiter als eine feindliche Zivilbevölkerung.“ Zumindest für das Offizierskorps, in dem antisemitische Ansichten weit verbreitet waren, dürfte dies eine zutreffende Einschätzung gewesen sein.

Für die jüdischen Soldaten, die in der preußischen oder österreichischen Armee Dienst leisteten, war die Bekanntschaft mit den „armen Verwandten“ im Osten eine tiefgreifende Erfahrung. Immer wieder berichten die Feldpostbriefe und Tagebücher von der Fremdheit ostjüdischen Lebens, und die erhalten gebliebenen Fotografien werden von pittoresken Motiven dominiert. Neben chassidischen Rabbinern, Wunderheilern und Bettlern sieht man die Angehörigen einfacher und im Westen längst vergessener Berufe. Schon allein die unterschiedlichen hygienischen Standards führten gelegentlich zur Betonung der eigenen kulturellen Überlegenheit. So notierte der Wiener Bankierssohn Otto Kallir im Februar 1916 über die Ärmlichkeit einer jüdischen Siedlung in sein Tagebuch: „Das Ganze sieht aus wie ein Aschantidorf im Prater. Für Europa etwas vorsintflutlich.“ Noch stärker war jedoch die Faszination einer fast unbekannt jüdischen Kultur, deren Zentrum Wilna als Ort der hundert Synagogen und „litauisches Jerusalem“ gerühmt wurde.

### Ausstellung

Die Fotos zu diesem Beitrag verdanken wir dem Jüdischen Museum Frankfurt am Main. Dort ist vom 24. Mai bis 14. Oktober die Ausstellung „Leo Baeck. 1873 – 1956. Aus dem Stamme von Rabbinern“ zu sehen. Baeck gilt als der bedeutendste Repräsentant des deutschen Judentums im 20. Jahrhundert. Er wurde im Ersten Weltkrieg als erster Rabbiner zum Militärgeistlichen für die jüdischen Soldaten berufen.



Feststellung der Körpergröße der jüdischen Einwohner Polens vor einem militärischen Passkommando

### Verherrlichung des „Ostjudentums“

Manch ein akkultrierter deutscher Jude fieberte der Begegnung mit dem „Ostjudentum“ regelrecht entgegen. Als Arnold Zweig im Mai 1917 von seiner Versetzung an die Kriegspressestelle in Bialystock erfuhr, schrieb er der befreundeten Agnes Hesse euphorisch: „Mein ungewein heftiger Wunsch, die Ostjuden persönlich zu erleben, geht in Erfüllung.“ Zusammen mit dem Lithographen Hermann Struck arbeitete er an dem Buch „Das ostjüdische Antlitz“, dessen Abbildungen zeigen, wie stereotyp die Vorstellung vom „guten Ostjuden“ war. Zugleich belegt der Band den ubiquitären Charakter völkischer Denk- und Wahrnehmungsmuster während des Ersten Weltkrieges.

Von Hermann Cohen über Alfred Döblin und Franz Kafka bis hin zu Arnold Zweig reicht die Zahl jüdischer Intellektueller, die das „Ostjudentum“ glorifizierten. Es galt als Wiege einer unverbrauchten Religiosität und als Inbegriff authentischer jüdischer Kultur. Im innerjüdischen Meinungsstreit war die Chiffre „Ostjudentum“ derart mit Bedeutung aufgeladen, dass keine Partei sie der Gegenseite überlassen konnte. Martin Bubers im April 1916 gegründete Zeitschrift „Der Jude“ sollte ursprünglich „Ostjüdische Revue“ heißen, und im kulturzionistischen Avantgardeblatt spielte das Thema „Ostjudentum“ denn auch die entscheidende Rolle. Wenig anders argumentierte man in den

„Neuen Jüdischen Monatsheften“, mit denen die Honoratioren des liberalen Judentums auf Bubers erfolgreiches Organ reagierten. Auch hier rühmte man das „authentische“ jüdische Leben in Osteuropa und vertraute auf dessen kulturellen Potentiale.

Gleichwohl sollte man festhalten, dass die vielbeschworenen „religiösen Wurzeln“ ostjüdischen Lebens schon allein aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse weitgehend unbekannt blieben. Vielmehr zeigt die Verherrlichung des „Ostjudentums“, wie sehr man sich danach sehnte, ein „heile Vergangenheit“ in der Fremde wiederzufinden. Im Grunde bewegten sich die meisten deutschen Juden innerhalb eines modernitätsskeptischen Diskurses, der seit der Romantik wohlbekannt war. Und so gewiss die Idealisierung des „Ostjudentums“ Kräfte weckte, die konstitutiv für die „Jüdische Renaissance“ der zwanziger Jahre wurden, so gewiss blieb es eine Projektionsfläche für

unerfüllte Sehnsüchte, die mit einem schattierungsreichen und realitätsnahen Bild der osteuropäischen Juden schwerlich in Einklang zu bringen war.

Die Durchsetzung und semantische Aufladung der Chiffre „Ostjudentum“ belegt beispielhaft die ideengeschichtliche Bedeutung des Ersten Weltkrieges, die bislang lediglich ansatzweise erforscht ist. Drei Phänomene lassen sich aber bereits mit hinreichender Deutlichkeit erkennen: die Erfahrung eines umfassenden Zivilisationsbruchs, ein Überhandnehmen der Propaganda, die in einer Theologisierung der Sprache gipfelte, sowie eine Existentialisierung der geisteswissenschaftlichen Diskurse. All dies ist gewiss nicht „typisch jüdisch“, aber es prägte entscheidend das jüdische Selbstverständnis. Der Kulturzionismus wurde innerjüdisch diskursbestimmend, weil es ihm gelang, sich als umfassendes politisch-religiöses Deutungssystem zu präsentieren. Sein Erfolg spiegelt auch die Attraktivität völkischer Denkmuster nach der Katastrophe des Weltkrieges.

Ulrich Sieg

Für seine Habilitationsschrift „Jüdische Intellektuelle im Ersten Weltkrieg. Kriegserfahrungen, weltanschauliche Debatten und kulturelle Neuentwürfe“ erhielt der Autor im September 2000 den Preis des deutschen HistorikerInnenverbandes für hervorragende Leistungen des wissenschaftlichen Nachwuchses.

Foto: Graßmann



### PD Dr. Ulrich Sieg

Fachgebiet  
Neuere und Neueste Geschichte  
Wilhelm-Röpke-Str. 6 C  
Tel.: 06421 / 14903  
E-Mail: ulrich.Sieg@t-online.de